

Buchbesprechungen

Autor(en): **Westfall, R.S. / Fox, Robert / Diethelm, Oskar**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **29 (1972)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

1. R. S. WESTFALL, *Force in Newton's Physics*. 579 Seiten. Macdonald, London; American Elsevier, New York. £ 10.-.

Newton hat seiner Entwicklung der Mechanik drei Bewegungsgesetze zugrunde gelegt und dazu bemerkt, daß die beiden ersten das Ergebnis der Forschungen seiner Vorgänger seien. Insbesondere habe Galilei mit ihrer Hilfe die Wurfparabel hergeleitet. Wenn nun das erste Gesetz, das Trägheitsgesetz, mit Recht auf Galilei zurückgeführt werden kann, so trifft dies beim zweiten Gesetz nicht zu. Dieses lautet: «Die Änderung der Bewegung ist zur bewegenden Kraft proportional; sie erfolgt in derjenigen Richtung, in der die Kraft wirkt.» Vor Newton hat niemand ein solches Gesetz formuliert. Da nun zwischen dem Erscheinen der *Discorsi* des Galilei und Newtons *Principia* ein halbes Jahrhundert liegt, in dem sich so bedeutende Mathematiker wie Descartes und Huygens um die Gesetze der Mechanik bemühten, muß man schließen, daß es sehr schwierig war, dieses Grundgesetz der Mechanik aufzufinden.

Im vorliegenden Buch werden diese Schwierigkeiten untersucht. Der Verfasser schildert die wissenschaftliche Entwicklung, die zum Newtonschen Kraftbegriff geführt hat, ausführlich und verständnisvoll. Dabei wird deutlich, wie kompliziert die Fragestellung für die Gelehrten des 17. Jahrhunderts war. Das Ziel war es, ein mechanisches Weltbild zu entwerfen. Dabei schwebte den Gelehrten ein Begriff der Mechanik vor, der stark durch die Statik, durch «Hebel und Schrauben» geprägt war. Seit Descartes, für den die Materie mit dem Raum identisch war, sollten die Grundbegriffe zudem geometrische Begriffe sein. Denn diese allein kann man sich «klar und deutlich» vorstellen und damit auch mathematisch fassen. Der Newtonsche Kraftbegriff ist nun zwar mathematisch faßbar. Er ist aber weder geometrisch «klar und deutlich» vorstellbar, noch kann er auf einen «Mechanismus» zurückgeführt werden. Er erklärt also gerade das nicht, was die «mechanische Philosophie» erklären sollte, und er wurde darum auch von den Cartesianern – selbst von Huygens – abgelehnt, denen er als eine neue *qualitas occulta* erschien. Wenn es uns zurückblickend so scheint, als ob schon die Vorgänger Newtons nicht weit von seiner Einsicht entfernt gewesen wären, so entspricht dies der historischen Situation keineswegs. Die einen hatten zwar Vorstellungen, die denen Newtons ähnlich sind, die sie aber mathematisch nicht fassen konnten. Die anderen fanden mathematische Formulierungen, die denen Newtons gleichen, die sie aber in einer ganz anderen, «mechanischen» Weise, zu deuten strebten. Daß das Newtonsche Grundgesetz ganz allgemein jeder mechanischen Untersuchung zugrunde gelegt werden kann, ist ja auch erst durch die Bemühungen Eulers deutlich geworden.

Der Verfasser stellt diese Entwicklungen und Verwicklungen in allen Einzelheiten dar, denn er verfügt über eine ausgebreitete und tiefe Kenntnis der Quellen. Die begriffliche Problematik steht dabei im Zentrum der Betrachtung. Daß die *Principia* nicht zuletzt epochemachend waren, wegen Newtons mathematischem Genie, ist dem Verfasser gewiß bewußt, kommt aber, seiner Zielsetzung wegen, nicht hinreichend zur Geltung. Das soll nicht als Kritik gelten, denn das vorliegende Buch ist eine bedeutende und originelle Leistung, die für fernere Studien grundlegend sein wird. Dazu helfen auch reiche, gelehrte Anmerkungen und eine sehr vollständige Bibliographie, die über 14 Seiten umfaßt.

Markus Fierz

2. ROBERT FOX, "*The Caloric Theory of Gases*" from Lavoisier to Regnault. Oxford Clarendon Press 1971.

Schon während der alchemistischen Zeit war es üblich, gemeinsame Eigenschaften stofflich zu erklären, indem man annahm, es würde ein gemeinsames «Prinzip» vorliegen. Alle sauren oder basischen Stoffe sollten z. B. ein und dieselbe Ursäure bzw. Urbase enthalten. Auch während der Phlogistonepoche (1680–1790) argumentierte man so, denn das Phlogiston ist das metallische Prinzip. Die Idee, die Wärme würde durch eine Feuersubstanz (*matière du feu*) hervorgerufen, lag deshalb nahe. Lavoisier nannte sie «Caloric» und glaubte, daß es sich um eine gewichtslose hochelastische Substanz, wahrscheinlich ein Element handle, das befähigt sei, sich mit andern Elementen zu verbinden. Man stellte sich vor, daß beim Erwärmen einer Substanz deren kleinste Teilchen mehr und mehr Caloric aufnehmen würden, was schließlich zu den Erscheinungen des Schmelzens, Verdampfens und der Gasausdehnung führen würde. Bei exothermen chemischen Reaktionen, z. B. den Verbrennungsprozessen, sollte Caloric abgegeben werden und die Temperaturerhöhung und sogar Feuer auslösen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann man mit Hilfe der calorimetrischen Methoden die Mengen Caloric, die beim Erwärmen oder Abkühlen übertragen werden, quantitativ zu messen. Es entstand eine hochentwickelte Meßtechnik, mit der die spezifischen Wärmen zahlreicher Elemente und Verbindungen bestimmt wurden, und eine ausgeklügelte Theorie, welche es erlaubte, die Resultate quantitativ zu deuten. Die wichtigsten Träger dieser Entwicklung waren die französischen Gelehrten während der Revolution, des Kaiserreiches und der nachfolgenden zwei Jahrzehnte: Laplace, Carnot, Berthollet, Gay-Lussac, Dulong, Petit und andere. In England waren Dalton, der Schöpfer der Atomtheorie, ein überzeugter Caloriker, in dessen Abhandlung: *A new system of chemical philosophy* (1810) die Gasteilchen abgebildet werden mit einem Strahlenkranz von Caloric. Wegen der einfachen Gesetze, die bei Gasen beobachtet wurden, standen diese sogenannten elastischen Flüssigkeiten im Vordergrund des Interesses. Man lernte

zwischen den spezifischen Wärmen bei konstantem Volumen und konstantem Druck (c_v und c_p) zu unterscheiden, was sich für das Verständnis der Geschwindigkeit, mit der sich der Schall in Gasen fortpflanzt, als wichtig erwies (Laplace). Diese Arbeiten waren aber auch für die Entwicklung der Chemie von großer Bedeutung, denn es wurde klar, daß die spezifischen Wärmen (c_p bei Gasen und das Gesetz von Dulong und Petit) mit dem atomistischen und molekularen Aufbau der Materie in Zusammenhang stehen. Der Gedanke, daß gleiche Volumen verschiedener Gase bei denselben Bedingungen gleich viel kleinste Teilchen enthalten würden, was später die Bestimmung relativer Molekular- und Atomgewichte erlaubte, tauchte schon sehr früh auf (Avogadro 1811). Aber alle diese Behauptungen blieben spekulativ-hypothetisch, und es wurde keine sichere Grundlage erreicht. Besondere Schwierigkeiten machten die adiabatischen Erscheinungen und die Tatsache, daß man Wärme durch Reibung erzeugen kann (Lord Rumford 1798). Ab 1820 macht sich eine allgemeine Resignation bemerkbar, und der Glaube an Caloric läßt nach. Erst die Erkenntnis, daß Wärme eine Energieform ist (Robert Mayer, James Joule um 1850) und die Formulierung des ersten Hauptsatzes der Thermodynamik, öffnete den Weg zum eigentlichen Verständnis. Für den zweiten Hauptsatz war lediglich eine Umdeutung der Gleichungen notwendig, welche Carnot schon 1827 formuliert hatte (Entropie-Begriff). Unter den Händen von Clausius und Maxwell entstand zwischen 1850 und 1860 die kinetische Gastheorie, deren Grundgedanken von Daniel Bernoulli schon 1738 ausgesprochen worden waren, aber vor 1850 als völlig unhaltbare Spekulationen erschienen. Sowohl die Arbeiten von Bernoulli als auch diejenige von Clausius kamen aus der Schweiz!

Damit verschwand die hypothetische Substanz Caloric aus dem wissenschaftlichen Denken. Es ist aber sehr wertvoll, daß deren Geschichte im vorliegenden Buch nun festgehalten wurde, da sie für die Entwicklung von Physik und Chemie von hervorragender Bedeutung gewesen ist. Natürlich ist zum Verständnis des Werkes von Fox die Kenntnis der klassischen Thermodynamik eine Voraussetzung. Aber auch wenn diese erfüllt ist, handelt es sich um keine einfache Lektüre, da sich der Verfasser eingehend mit einer verwirrenden Fülle von Einzelheiten befaßt, so daß man oft Mühe hat, den Zusammenhang nicht zu verlieren. Aber ein eingehendes Studium lohnt sich, denn man erlebt in einzigartiger Weise, wie eine Wissenschaft entsteht, von den ersten Anfängen bis zu ihrer Vollendung.

G. Schwarzenbach

3. OSKAR DIETHELM, *Medical Dissertations of Psychiatric Interest*. (Printed before 1750.) VIII + 211 Seiten. S. Karger, Basel 1971.

Der bekannte Schweizer-Amerikaner Psychiater, Professor Oskar Diethelm, hat sein «otium cum dignitate» dankenswerterweise dazu benützt, um ein von ihm

im Lauf langer Jahre zusammengetragenes wertvolles Material nunmehr der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diethelm hat 1100 Dissertationen, welche im 16., 17. und 18. Jahrhundert auf dem europäischen Kontinent erschienen sind, und welche sich mit psychiatrischen Gegenständen beschäftigen, durchgearbeitet. Wie alle Dissertationen, zeigen sie natürlich, besser als Spitzenleistungen, die Durchschnittsauffassungen der Zeit. Die von Diethelm beobachtete, im Lauf der beschriebenen drei Jahrhunderte immer stärkere Häufung von empirischem Beobachtungsmaterial verbessert zweifellos unsere Auffassungen von der Psychiatrie jener Zeit.

Diethelm behandelt dann die damaligen Hauptkrankheitsbilder, die Melancholie (wo sich unsere heutige Depression und Schizophrenie mischten), die Manie (wo wiederum manische und schizophrene Erregungszustände vermischt wurden), die Katalapsie (welche vom Koma differenziert werden mußte), die Hysterie und Hypochondrie, und die psychopathischen Zustände mit Hirnschaden. Bei der Phrenitis hat er hier viel Basler Dissertationen aus der Platter-Zeit gefunden. (Die Dissertationen illustrieren natürlich auch die lokalen Interessen und Schwerpunkte.) Bei den organischen psychischen Störungen hat Diethelm sich auch viel mit den frühen Alkoholismusbeschreibungen beschäftigt, da er ja selber besonders für Arbeiten auf diesem Gebiet bekanntgeworden ist. Er behandelt dann noch die Zusammenhänge zwischen Psychopathologie und allgemein kulturellen Auffassungen, wie sie sich in der Psychologie und Psychotherapie widerspiegeln und andererseits im Glauben an Dämonen.

In einleitenden Kapiteln gibt der Autor einen kurzen Überblick über die Geschichte der Psychiatrie, und in einem Schlußkapitel behandelt er kurz die objektiven und subjektiven Faktoren, welche Veränderungen seit der Zeit der Dissertationen gebracht haben.

Ein Studium dieses Buches ist für jeden, der sich mit der Geschichte der Psychiatrie beschäftigt, unerlässlich.

Erwin H. Ackerknecht

4. ROGER HAHN, *The Anatomy of a Scientific Institution. The Paris Academy of Sciences, 1666–1803*. 4 Abbildungen, XIV + 433 Seiten. University of California Press, Berkeley 1971.

Das enorme wissenschaftliche Wachstum des 17. und 18. Jahrhunderts vollzog sich vor allem mit Hilfe neuer Strukturen, der Akademien. Eine der wichtigsten war die Pariser königliche Akademie der Wissenschaften. Der Autor betont mit Recht, daß ihr Name bereits eine Doppelfunktion widerspiegelt. Einerseits diente sie der Wissenschaft, gab Wissenschaftlern die so nötigen Laboratorien, Instrumente und Gehälter sowie Gelegenheit zu Information und Diskussion. Andererseits machte sie sich für den Staat nützlich, indem sie für ihn neue Entdeckungen und Erfindungen prüfte, und brachte der Krone internationalen Ruhm. Zur

Belohnung erhielt sie zahlreiche Privilegien, wie es der Zeitstil war, z. B. Zensurfreiheit. Der Autor verfolgt die Entwicklung dieses Systems und die Entwicklung eines «neuen Intellektuellen», eben des Wissenschaftlers, der weder Handwerker noch Berufsträger (Arzt z. B.) war. Die hierarchisch stark gegliederten Mitglieder der Akademie fühlten sich als Elite und sahen eine ihrer Hauptaufgaben in der Bekämpfung des so weit verbreiteten wissenschaftlichen Dilettantismus.

Elitismus, Integration in die zentralisierte Bürokratie des Staatsapparats, führten zu Verknöcherung und Überalterung. Zu Reformen konnte sich die Institution nicht rechtzeitig entschließen. Dies schien die Kritiken romantischer Wirkköpfe wie Rousseau, Marat usw. und die Abschaffung der Akademie 1792 (trotz des verzweifelten Kampfes von Lavoisier und Lakanal gegen dieselbe) zu rechtfertigen. Die Akademie erstand allerdings bereits drei Jahre später wieder als erste Klasse des «Institut», da sie notwendig war und sich die «demokratische Wissenschaft» als ebensolcher Fehlschlag erwiesen hatte, wie die Diktatur Robespierres. Die Institution hat aber nie mehr ihre alte Rolle erfüllt. Im Zuge der Spezialisierung der Wissenschaften waren selbst in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit neue Forschungszentren erwachsen (z. B. die «Grandes Ecoles») sowie neue, freiere Vereinigungen und neue staatliche Organe, die teilweise das Werk der alten Akademie weiterführten. «Alter, Weisheit und Zeremonien überwiegen, wo einst Jugend, schöpferische Tätigkeit und Debatte herrschten.»

Dieser sehr inhaltsreiche Band kann sich natürlich nur mit der Entwicklung der Akademie in der Gesellschaft, als Institution, nicht mit ihren wissenschaftlichen Leistungen beschäftigen. Ein enormer Materialreichtum, großer Scharfsinn und seltene Darstellungsgabe zeichnen dieses Werk aus.

Erwin H. Ackerknecht

5. HANS HOFFMANN, *Philipp Friedrich Hermann Klencke (1813–1881)*. 108 Seiten, 1 Bild. Schriftenreihe der Gesellschaft der Freunde der Medizinischen Hochschule Hannover, Heft 10, Hannover 1971.

Endlich verfügen wir in der ausgezeichneten Studie von Dr. Hoffmann über eine etwas ausführlichere Untersuchung jener ungewöhnlich schillernden Erscheinung in der Medizingeschichte des 19. Jahrhunderts, welche Philipp Friedrich Hermann Klencke genannt wurde. Klencke ist eine jener Übergangsfiguren, die mit einem Fuß noch in der romantischen Medizin, mit dem andern bereits in der wissenschaftlichen Medizin stehen. (Es gab auch solche Übergangsfiguren zu Beginn der Romantik, die mit einem Fuß noch in der rationalen, mit dem andern Fuß bereits in der romantischen Medizin standen, und dann schließlich die reinen Romantiker.) Doktor Hoffmann scheint besonders an diesem Übergangstypus interessiert zu sein. Er hat uns vor einigen Jahren bereits eine ausgezeichnete

Studie über eine ähnliche Übergangsfigur, Johann Gottfried Eisenmann (1795 bis 1867), geschenkt.

Klencke stammte aus Hannover, war kurze Zeit preußischer Militärchirurg in Minden (1829–1830), wirkte nachher als Wundarzt und Geburtshelfer in Hannover, um dann von 1835–1854 als medizinischer Schriftsteller in Braunschweig zu leben. Dies ist die Zeit größter schöpferischer Betätigung. In ihr wurde er auch durch Carus Mitglied der Leopoldina. 1854 kehrte er nach Hannover zurück, wo er bis zu seinem Tode lebte. Er wurde peinlicherweise 1856 wegen Tragens falscher Titel vom Polizeigericht verurteilt.

Klencke hat eine ganze Reihe wertvoller wissenschaftlicher Leistungen aufzuweisen. 1842 sah er als erster Malariaparasiten im Blut, 1843 gelang es ihm, die TB zu verimpfen, 1847 zeigte er, daß die Skrofulose von der Zusammensetzung der Kuhmilch herrühre. Außerdem hatte er die ersten Erkenntnisse über die Natur der Karies, und seine *Allgemeine Zeitung für Militärärzte und Medizinalreform* war ebenfalls eine wichtige Leistung.

Vor allen Dingen war er aber ein außerordentlich fruchtbarer populärwissenschaftlicher Schriftsteller. Auch hat er einige wissenschaftsgeschichtliche Romane verfaßt. Er hinterließ 96, zum Teil mehrbändige Bücher! Demgegenüber verblissen seine Vergehen auf dem Gebiete der Titelsucht. Der Autor erklärt sie überzeugend als klinischen Fall von Pseudologie. Man kann ihn zu dieser außerordentlich vielseitigen und wertvollen Studie nur beglückwünschen.

Erwin H. Ackerknecht

6. R. Y. EBIED, *Bibliography of Mediaeval Arabic and Jewish Medicine and Allied Sciences*. 150 Seiten. Wellcome Institute of the History of Medicine, Publications, Occasional Series II, London 1971. £ 2.00.

Dies ist eine ungemein wertvolle weitere Entwicklung der von S.K. Hamarneh 1964 veröffentlichten *Bibliography of Medicine and Pharmacy in Mediaeval Islam*, welche nur Buchpublikationen berücksichtigte und sich strikte auf Pharmazie und Medizin beschränkte. Herr Ebied hat nun das viel reichhaltigere Gebiet der Zeitschriftenbeiträge bearbeitet. Er hat mit Recht den jüdischen und arabischen Beitrag, die ja so eng zusammenhängen, zusammengenommen und das Gesamtgebiet der Wissenschaftsgeschichte, nicht nur der Medizingeschichte, berücksichtigt. In Sektion I bringt er die Beiträge unter Autorennamen geordnet. In Sektion II berichtet er über die Schriften arabischer und jüdischer Ärzte und die kritischen Diskussionen derselben nach Halbjahrhunderten vom 3. bis zur ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Eine Reihe Indices vervollständigen das wertvolle, kleine Werk, das für jeden, der auf diesem Gebiet arbeiten will, unentbehrlich sein wird.

Erwin H. Ackerknecht

7. KURT KOLLE, *Große Nervenärzte*, Band 2, in Gemeinschaft mit E. H. ACKERKNECHT, TH. ALAJOUANINE, M. CRITCHLEY usw. 2. Auflage. VII + 249 Seiten, 24 Porträts. Georg Thieme, Stuttgart 1970. DM 39,-.

Nunmehr erscheint auch der zweite Band von Kolles verdienstvoller Biographiensammlung in Neuauflage. 22 Lebensbilder von Grundlagenforschern wie Golgi, über Kliniker wie Wernicke und Pierre Marie zu Therapeuten wie Dandy und Paul Dubois werden von verschiedenen Kennern der Materie dargestellt. Im Gegensatz zur Neuauflage des ersten Bandes ist hier nichts verbessert oder hinzugefügt. Das ist fast zu bedauern. Denn in einem Werk dieses Umfangs gibt es ja immer einiges auszubessern. Sonst ist aber diese Neuauflage, die sowohl eine angenehme Lektüre als ein unentbehrliches Nachschlagewerk darstellt, warm zu begrüßen.

Erwin H. Ackerknecht

8. J. M. LOPEZ PIÑERO et al., *La Trepanacion en España*. Clásicos neuroquirúrgicos españoles. XII + 480 Seiten, 84 Abb. Editorial Tecnica Espanola, Madrid 1967.

Anlässlich des 3. Europäischen Kongresses für Neurochirurgie hat der ungemein aktive Valencianer Medizinhistoriker José Maria Lopez Piñero zusammen mit seinen Mitarbeitern Luis Garcia Ballester, Maria Luz Terrada Ferrandis, Juan Riera Palmero und Juan R. Zaragoza Rubira diese sehr anziehende Kombination von Geschichte und «Sourcebook» geschaffen, die sehr viel Neues bietet. Die Geschichte der Trepanation in Spanien wird in 6 Abschnitten behandelt: Vorgeschichte, Mittelalter, Renaissance, 17. Jahrhundert, 18. Jahrhundert, frühes 19. Jahrhundert, spätes 19. und 20. Jahrhundert. Jedem Abschnitt folgen Auszüge aus den Werken der im betreffenden Kapitel behandelten Klassiker. Besonders ergiebig ist natürlich das Renaissance-Kapitel, das «Siglo de oro», auch der spanischen Chirurgie, das infolge des kulturellen Abstiegs im 17. Jahrhundert zu Unrecht vergessen ist. Hier folgen z. B. einem Kapitel von 17 Seiten 53 Seiten Texte von Arceo, Alcázar, Chacón, Frago und Calvo. Das Werk ist jedem, der sich für Chirurgiegeschichte interessiert, aufs wärmste zu empfehlen.

Erwin H. Ackerknecht

9. J.F.D. SHREWSBURY, *A History of Bubonic Plague in the British Isles*. 4°, XI + 661 Seiten, 4 Tafeln, 70 Diagramme, 46 Tabellen. Cambridge, University Press 1970. Leinen £ 8.

Mit dem vorliegenden Werk erhält die bis jetzt schon reichhaltige Literatur über die Pest einen dokumentarisch wertvollen Zuwachs. Der illustren Reihe von Seuchengeschichten (J. F. K. Hecker 1865; H. Haeser 1882, G. Sticker 1908 ff.,

M. Greenwood 1932, 1935; E. H. Ackerknecht 1963) im weltweiten Rahmen und beschränkt auf einzelne Infektionskrankheiten (Pest: Gasquet, Sticker, Gaffarel, Hirst, Ziegler u.a.) wird hier von einem der besten Kenner der Materie in jahrelanger Archivarbeit unter Mithilfe zahlreicher Gewährsmänner ein minutiös erarbeitetes «epidemiologisches Mosaik» zur Verfügung gestellt, das – wenn auch vielleicht allzusehr vom subjektiven Maßstab geprägt – der englischen Historiographie ein interessantes neues Kapitel anfügen dürfte. Ist doch das britische Inselreich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, mit welchem Shrewsbury seine «Chronik» beendet, immer wieder von der «Great Pestilence» heimgesucht worden. Unter dieser Bezeichnung versteht man bekanntlich die Pandemie der Bubonenpest mit ihrem Höhepunkt im Jahre 1348, der denn auch das größte Kapitel gewidmet ist. Eine Katastrophe ähnlicher Art brachte das Jahr 1666, in dem es zu einer Massenflucht aus der Hauptstadt kam, wie uns zeitgenössische Dokumente überliefern.

Den bedeutendsten Beitrag zur Epidemiologie erbringt das vorliegende Werk zunächst in der historischen Erörterung des Übertragungsmodus von der Ratte auf den Menschen, ein Zusammenhang, der bekanntlich von dem jüngst verstorbenen Heidelberger Hygieniker Ernst Rodenwaldt im Jahre 1953 für Venedig aus den dortigen Archiven aufgezeigt worden war. Das Schwergewicht der vorliegenden Monographie ist durchaus auf der statistisch-demographischen Seite zu suchen. Durch Heranziehung einer gewaltigen Fülle von lokalen Sterberegistern der einzelnen Diözesen und deren graphischer Darstellung ist es Shrewsbury gelungen, ein wohl fast lückenloses Bild von der hohen Mortalität und Letalität in den verschiedenen Teilen Großbritanniens zu vermitteln. Die Zusammenhänge mit den Jahreszeiten sind ebenso sorgfältig erfaßt wie etwa der Einfluß auf die soziale Umschichtung durch das Wegsterben von Angehörigen des Adels und der Geistlichkeit, Beziehungen, die ja von der deutschen Geschichtsschreibung der neuesten Zeit (R. Hoeniger, F. Lütge, E. Kelter) als wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Faktor herausgearbeitet worden sind.

Ein großer, etwas unübersichtlicher und mühsam zu benützender wissenschaftlicher Apparat (S. 539–661) schließt das verdienstvolle Werk ab, dessen Wert als Materialsammlung für die künftige Geschichtsforschung – wie wir hoffen – von zunehmender Bedeutung sein wird. H. Bueß, Basel

10. BÉLA ISSEKUTZ, *Die Geschichte der Arzneimittelforschung*. X + 651 Seiten. Budapest, Akadémiai Kiado, Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, 1971. Ganzleinen \$ 20.00.

Es ist reizvoll, eine Geschichte der Arzneimittelforschung zu lesen, besonders, wenn sie von einem bewährten Pharmakologen, wie dies Herr Prof. emeritus B. Issekutz aus Budapest ist, geschrieben wurde. Das Bild der Therapie hat sich

seit Jahrhunderten enorm gewandelt. Damals waren Arzttum und Therapie ein Teil der allgemeinen Kulturgeschichte. Mit der Aufklärung und der Einführung naturwissenschaftlich exakter Forschung hat die Medizin viele dogmatische Grundsätze verlassen und nach neuen Gesichtspunkten eine enorme Entwicklung genommen. Doch stehen auch heute meistens empirische Erkenntnisse an der Schwelle zur Entwicklung neuer Pharmaka.

Das Buch folgt in seiner Einteilung und dem Hauptakzent seiner Darstellung vor allem der Entwicklung der Organischen Chemie, d.h. der synthetischen Herstellung der Arzneimittel durch die pharmazeutische Industrie. Diese ist auch für die heutige dominierende Stellung der Pharmakotherapie in der Medizin hauptverantwortlich. Durch sie wurde auch die Chirurgie revolutioniert, indem neue Narkoseverfahren, Muskelrelaxantien, Kreislaufmittel usw. ganz neue Eingriffe ermöglichten. Das gleiche gilt für die Chemotherapie der Infektionskrankheiten und Tumoren, der Pharmakotherapie der Psychosen und vieler anderer praktischen Gebiete.

Die Einteilung des Buches folgt den lehrbuchmäßig altbekannten pharmakodynamischen Gesichtspunkten. Das mag Folge der benützten Pharmakologie-Lehrbücher, Handbücher und Quellenwerke bis 1966 sein. Oft fehlen dementsprechend die neueste Entwicklung oder eine Prognose für die Zukunft. Leider fehlen auch einige wichtige Literaturdaten, die in der anglo-amerikanischen Zeitschriftenreihe, z.B. den *Pharmacological Reviews*, leicht zu finden wären. Auch die Namen der einzelnen Medikamente wären mit Vorteil durch den generischen Namen und den Markennamen mit der Bezeichnung ® (= registered name) ergänzt worden, um den Leserkreis zu erweitern. Ein Namenverzeichnis und ein Sachregister erleichtern dem Leser die Orientierung. Interessant ist für uns die Feststellung, daß von Ungarn aus, einem Land, welches aus politischen Gründen seit 1940 den Wettlauf der Entwicklung moderner Heilmittel nicht mehr mitmachen konnte, die Aspekte doch verschieden sind, wie z.B. von der Schweiz aus, also einem internationalen Zentrum der pharmazeutischen Industrie. Dementsprechend fehlt bei dieser eher historischen Betrachtungsweise der Dynamismus der raschen Entwicklung und des Fortschrittes in den letzten zehn Jahren.

P. G. Waser

11. GEORGES DE MORSIER, *Lettres de René-Edouard Claparède (1832–1871)*. Basler Veröffentlichungen zur Geschichte der Medizin und der Biologie, Fasc. XXIX. 75 Seiten. Verlag Schwabe, Basel/Stuttgart 1971. Broschiert Fr. 15.–.

Die Auswahl von rund 60 Stücken aus 231 Briefen muß nicht notwendig eine minder schöpferische Leistung sein als das Schreiben solcher Briefe selbst. Das

zeigt die vorliegende Veröffentlichung aufs neue. Beim Lesen dieser Auswahl entsteht ein Bild vom Leben und Sterben Claparèdes, das man nicht so rasch wieder vergißt (er starb schon 39jährig an einem Herzfehler, den er schon 1850, als er 18jährig war, an sich selbst festgestellt hatte).

Für den Medizinhistoriker besonders interessant sind die Briefe des Genfers aus Berlin, wo dieser, wiewohl Zoologe und Biologe, viele medizinische Vorlesungen hörte. Seine spezielle Liebe und Verehrung galt Johannes Müller – Claparède scheint einer von denen gewesen zu sein, die von den sechs Stunden, die Müller täglich seinen Studenten widmete, profitiert haben. Er hat auch mit Müllers Familie einigen Kontakt gepflegt und Müller auf einer Forschungsreise in den Norden begleitet. Er bewunderte an Müller speziell dessen umfassende Bildung (er war zum Beispiel auch über die neuesten Entwicklungen der Waffentechnik orientiert) und seine wissenschaftliche Produktivität und Klarheit; er nannte ihn den größten Anatomen und Physiologen der modernen Zeit und nur mit Cuvier und Aristoteles vergleichbar.

An Dubois-Reymond hingegen bemäkelt er das lächerliche Preußentum des neuenburgischen Royalisten.

Claparèdes Urteil über Schönlein ist verheerend. Bemerkenswert an diesem berühmten Arzt nennt er nur seinen riesigen Pelzmantel, dessen er sich unter Ausstoßung tierischer Laute zu entledigen pflege, und die Selbstsicherheit und die große Anzahl von Euphemismen, hinter denen er seine Charlatanerie verberge. Er selbst ja ein Kranker, nennt Schönlein höhnisch einen Arzt bis zur Tiefe seiner Seele «à supposer qu'il lui reste une trace de celle qu'il a dû avoir ...»

Die Chirurgen, namentlich Jüngken, nennt er Amphibien, die in Luft und Blut lebten. Graefe (Albrecht von Graefe) indessen schätzte er als einen aufopfernden Arzt. Ihm anvertraute er sich auch zur Operation eines Strabismus.

Erschütternd ist Claparèdes Bericht über die Leprosorien in den Stiften von Bergen und Drontheim. Seine Beschreibung Leprakranker, die da mit Patienten im Endstadium des eigenen Leidens zusammenleben und so ihre eigene Zukunft dauernd vor Augen haben, ist (wie seine Beschreibung der berühmten Berliner Ärzte) vom Erleben dessen, der sich selbst unheilbar krank weiß, mitgeprägt. Claparède berichtet denn an anderer Stelle auch über die Studien, die er als Patient in Spitälern an Kranken mit derselben Diagnose gemacht habe.

Die akademischen Riten, die in Berlin anläßlich des Doktorats sich vollzogen, nennt er «du Molière tout pur».

Dies sind einige medizinhistorisch interessante Dinge, die man in der vorliegenden Auswahl aus Claparèdes Briefen findet. Daneben gewinnt man aber bei der Lektüre dieser Texte nicht nur Dutzende von exakten Kenntnissen von anderweitigem Interesse (z. B., daß es einen Fisch gibt, der schreien kann – Claparède besaß einen solchen), sondern auch ein allgemeines Bild von der Stellung eines Studenten und jungen Wissenschafters des letzten Jahrhunderts

zu seinen Professoren, seinen zu Hause gebliebenen Eltern, zur Wissenschaft und zu sich selbst.

Ein leicht lesbares, sehr lesenswertes Buch. *Esther Fischer-Homberger*

12. K. E. ROTHSCHUH, *Physiologie im Werden*. Medizin in Geschichte und Kultur, Band 9. XI + 181 Seiten, 15 Abbildungen. Verlag Gustav Fischer, Stuttgart 1969. Kartoniert DM 34,-.

Es handelt sich um eine Sammlung von elf Aufsätzen des Autors, welche zwischen 1957 und 1966 an verschiedenen Orten, meist in Zeitschriften, allzu verstreut erschienen sind. Ihre neuerliche Publikation rechtfertigt sich nicht nur damit, daß sie nun in leicht zugänglicher Form vorliegen, sondern auch durch ihren inneren Zusammenhang – ein solcher Zusammenhang fehlt ja auch bei den verstreutesten Produkten hervorragender Forscher kaum je.

Ein durchgehender Zug ist bei den vorliegenden Arbeiten, daß sie an physiologiegeschichtlichen Beispielen allgemeine Probleme der Wissenschaftsgeschichte und der Geschichte überhaupt behandeln. Das geht vom anekdotenartigen Bericht, der die gelegentliche Beeinflussung wissenschaftlicher Erfahrung durch die Erwartung illustriert (nämlich, daß Colombo sich am Herzblut den Finger verbrannte, da er das Herz noch als Sitz des calor innatus betrachtete), bis zur systematischen Aufzeigung allgemeiner historischer Mechanismen an der Entwicklung der Physiologie. Als derartige historische Mechanismen, die oft zu wenig beachtet oder gar nicht als solche betrachtet oder zu sehr als Selbstverständlichkeit hingenommen worden sind, hebt Rothschuh etwa «das Prinzip der Szientifikation», das «Prinzip autokatalytischer Selbstentfaltung» der wissenschaftlichen Fragestellungen hervor. Er macht auch auf den Vorgang der Ideen-ansteckung, der unter bestimmten wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen (wie sie z. B. zur Zeit der Romantik gegeben waren) stattfinden kann, aufmerksam.

Die Illustrationen zu Rothschuhs Buch wirken teils klärend, teils aber mit einer gewissen Überexaktheit etwas verwirrend (so zum Beispiel das Schema zur «Darstellung der hauptsächlichen Richtungen der Physiologie des 18. und 19. Jahrhunderts», S. 159).

Ein faszinierender Versuch, der, an J. Burckhardt anknüpfend, an eine fundamentale Problematik der Historiographie überhaupt rührt, leitet das Buch ein: «Wer ist groß und was ist bedeutend in der Geschichte der Wissenschaft?» Auch diese Frage handelt Rothschuh zum Teil an speziellen physiologiegeschichtlichen Beispielen ab. Es fragt sich allerdings, ob hier nicht eine noch weitergehende Einbeziehung des Historikers selbst in die Untersuchung am Platze wäre. Insofern die Zuerkennung des Ehrentitels «groß» an historische Persönlichkeiten die Wertmaßstäbe des jeweiligen Historikers widerspiegelt, die ihrerseits zum Teil zeitgebunden sind, betrifft die Frage nach dem Wesen der «historischen

Größe» auch die Situation eben dieses Historikers. Man könnte Rothschuhs Ansatz – er unterscheidet zwischen «geschichtlicher Größe» und «menschlicher Größe» – in diesem Sinne weiterentwickeln und nicht nur pauschalwertend von «groß» sprechen, sondern zusätzlich «berühmt», «einflußreich», «fortschrittlich» usw. unterscheiden. Es wäre dann auch jeweils anzugeben, wann und wo der Betreffende berühmt gewesen sei oder sei, welches seine Einflußsphäre sei und in bezug auf welche Fortschrittlinie er als fortschrittlich zu gelten habe. Und wenn er doch «groß» genannt wird, müßte, wie dies Rothschuh andeutet, das Maß, mit dem gemessen wird, bekanntgegeben werden. Denn es ist zwar nicht unbedingt eine wertfreie Geschichtsschreibung anzustreben, aber eine Geschichtsschreibung, die sich möglichst bewußt ist, an welchen Werten sie ihr Objekt mißt. Ohne solche Besinnung besteht die Gefahr, daß der Historiker weniger Geschichtsschreibung als vielmehr weitere Geschichte liefert.

Im übrigen lassen sich die Arbeiten der vorliegenden Sammlung grob drei Themenkreisen zuordnen: der allgemeinen physiologischen Ideengeschichte, der Geschichte der Kreislauf- und der der Neurophysiologie. Sie alle zeichnen sich dadurch aus, daß sie großen Informationsreichtum in höchst anregender Form darbieten: anregend zum Einbau von Rothschuhs enormem Wissen in den eigenen Wissensschatz und zur Anwendung seiner Ideen auch auf andere medizin-historische Problemkreise.

Esther Fischer-Homberger

13. GUSTAV SCHERZ, *Steno and Brain Research in the Seventeenth Century*. Proc. Int. Hist. Symposium on *Nicolaus Steno and Brain Research* held in Copenhagen 18–20 August 1965. 302 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Pergamon Press, Oxford 1968. Sh. 100/.-.

1965 hat in Kopenhagen unter dem Präsidium des mittlerweile leider verstorbenen Pater G. Scherz ein Symposium über Steno und die Hirnforschung stattgefunden. Das Symposium war um Stenos *Discours sur l'anatomie du cerveau* zentriert. Damit wurde auf Ort, Zeit und Anlaß des Symposiums Rücksicht genommen: Steno war aus Kopenhagen, er hat seinen *Discours* erstmals 1665 vor die Öffentlichkeit gebracht, und das Symposium ist in Verbindung mit dem Internationalen Neurochirurgenkongreß des Jahres abgehalten worden.

Stenos *Discours* bietet inhaltlich wenig Neues (BUSCH, CLARKE, DJØRUP). Er bemüht sich vielmehr um eine methodisch einwandfreie Darstellung und Kritik der bis dahin geltenden Kenntnisse der Hirnanatomie. Im Gegensatz etwa zu Stenos *De musculis*, über das BASTHOLM eingehender referierte, ist der *Discours* also für eine reine Fortschrittsgeschichte von geringem Interesse. Um so mehr hat er den Referenten Gelegenheit gegeben, auf Stenos methodengeschichtliche Bedeutung einzugehen. ROTHSCHUH stellte Stensen als «Methodiker» den

«Systematikern» und den «Empirikern» geradezu grundsätzlich gegenüber. HINTZSCHE zeigte, daß Stenos Präpariermethode am Gehirn, die Auffasertechnik, für die weitere Hirnforschung von erheblicher Bedeutung wurde, FALLER wies darauf hin, daß Stensen mit seiner Idee, seinen Abbildungen erklärende Strichzeichnungen beizugeben, zum Pionier auf dem Gebiet der Illustration geworden sei. ERNA LESKY zeigte am Beispiel von Stenos Entdeckung der Funktion des Säugetierovars, in wie außergewöhnlichem Maß dieser «die moderne Art, wissenschaftliche Aussagen zu machen», pflegte. DJØRUP nimmt, nicht ganz unfragwürdig, für Steno die Entdeckung in Anspruch, daß das Objekt durch die Beobachtung selbst Veränderungen eingehe.

Steno war nicht nur methodenbewußt, er war seiner Methode auch treu – in diesem Zusammenhange ist auch sein Verhältnis zu Descartes interessant, bei dem er «nicht seine Methode» tadelt, «sondern, daß er sie nicht anwendet» (ROTHSCHUH). Auch Stensens Kritik an Willis (DEWHURST) wurzelt zum Teil in dieser Methodentreue.

SCHERZ hat darauf hingewiesen, daß u. a. gerade mit dieser Methodentreue Stenos spätere Wegwendung von den Naturwissenschaften und seine Hinwendung zur Theologie zusammenhängen dürfte. Gerade sie hat Steno wohl die Grenzen der Antworten, die sich naturwissenschaftlichen Fragestellungen bieten, erkennen und als Beschränkung empfinden lassen, Beschränkung, von der er sich im religiösen Denken befreit fühlte. In diesem Sinne wäre Stenos Konversion zum katholischen Glauben nicht als Bruch in seinem Leben, sondern als biographische Konsequenz zu verstehen. In sehr anregender Weise hat KEELE diesen Problembereich anhand von Stenos Auffassungen über den Schmerz beleuchtet. “You do not think there exists any certainty but demonstrative certainty and are ignorant of the certainty of a faith” schrieb Stensen 1675 an Spinoza, und weiter: “You cannot explain the sense of pleasure and pain apart from suppositions . . .”

Verschiedene Beiträge, die sich gegenseitig zu einem plastischen Ganzen ergänzen, stellen Steno in seinem Milieu dar. Über die Beziehungen zu seinem Freund Swammerdam liegt ein Beitrag von SCHULTE vor, über die zu Malpighi u. a. einer von BELLONI. Interessant sind Stenos Beziehungen zu den gelehrten Gesellschaften seiner Zeit. Diese sind einerseits die Beziehungen zu Thévenots Kreis in Paris, wo Steno seinen *Discours* erstmals an die Öffentlichkeit brachte (THÉODORIDÈS und SCHILLER), dann die zur Accademia del Cimento (BONELLI), mit der Steno durch persönliche Freundschaften eng verbunden war, und die mehr wissenschaftliche Beziehung zur Royal Society (POYNTER). Beziehungen zum deutschen Collegium Naturae Curiosorum fehlen weitgehend (HERRLINGER). GOERKE, SNORRASON und KOCK orientierten über die wissenschaftliche Atmosphäre in Stenos heimatlicher Umgebung. KOELBING gab anhand der Sehphysiologie einen beispielhaften Einblick in das medizinische Denken des 17. Jahrhunderts.

So gewinnt man durch die Lektüre der vorliegenden Publikation nicht nur einen tieferen Einblick in Stenos Denken und Schaffen, sondern auch in das Zeitalter, in das er hineingeboren war. *Esther Fischer-Homberger*

14. PETER EICHENBERGER, Dr. med., *Johann Jakob Wepfer (1620–1695) als klinischer Praktiker*. Basler Veröffentlichungen zur Geschichte der Medizin und der Biologie, Fasc. XXVI. 142 Seiten, illustriert. Schwabe, Basel/Stuttgart 1969. Broschiert Fr. 24.–.

Eichenberger hat sich selbst die Grundlage zur Darstellung Wepfers als Kliniker geschaffen durch die Wiederentdeckung des großen handschriftlichen Nachlasses, der seinerzeit nach Leiden verkauft wurde und der Universitätsbibliothek angehört. Der umfangreiche Nachlaß, der bedeutend größer ist als der zürcherische der Zentralbibliothek, umfaßt erstens etwa 12000 Blätter mit Krankengeschichten u. a. Aufzeichnungen, zweitens Briefe von und an Wepfer, drittens ein von Wepfer handschriftlich verfaßtes Register über seinen Buchbesitz.

Eichenberger berichtet kurz über das Biographische, besonders die berufliche Entwicklung und die Art seiner Berufsausübung.

Nach der Liste der Briefschreiber und der Konsilien war Wepfer fast dauernd unterwegs. Sein Tätigkeitsbereich ist nach der beigegebenen Karte für die damalige Zeit außerordentlich groß. Wepfer war bekannt als ein sehr zuverlässiger Arzt, der seine Diagnosen sorgfältig stellte. Bei Todesfällen machte er genaue Sektionen, besonders auch des Kopfes, bei Apoplexie und Hirnverletzten. Er war Leibarzt von Fürsten und Adeligen im Umkreis des Landes Baden, z. B. der Fürsten von Fürstenberg. Auch war er Leibarzt des Klosters Rheinau und der Klöster Allerheiligen und Paradies. Wepfer kommt als Experimentator in zwei umfangreichen Faszikeln des Leidener Nachlasses zum Wort. Der weitaus umfangreichste Teil desselben betrifft aber die von ihm sorgfältig aufgeschriebenen Krankengeschichten. Seinem Wissen gab er durch Lektüre der neueren und neuesten Literatur eine umfassende Breite. Von Harveys Kreislauflehre war er überzeugt. Wepfer war wie THOMAS WILLIS eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Hirnpathologie.

Auf die Einzelheiten der Krankengeschichten kann aus Raumgründen leider nicht eingegangen werden. Eichenberger hat sich der großen Mühe unterzogen, die schwer leserliche Schrift Wepfers zu entziffern und eine Auswahl von Krankengeschichten, die oft sehr ausführlich und in vieler Hinsicht sehr exakt sind, zu übersetzen und mit einem modern wissenschaftlichen Kommentar zu versehen. Es betrifft dies z. B. die Magendarmphysiologie und -pathologie, für die sich Wepfer immer besonders interessiert hat, dies auch im Zusammenhang mit Vergiftungen, von denen einige Beispiele ausführlich wiedergegeben und kritisch

kommentiert werden: je ein Fall des damals noch ziemlich häufigen und manchmal epidemieartig ausgebreiteten Ergotismus, Merkuralismus, Saturnismus und einer CO-Vergiftung.

Die innere Medizin beginnt mit den Thoraxorganen (die Krankheiten des Kopfes wurden von den Enkeln GEORG und BERNHARD WEPFER (1727) im Druck herausgegeben. Bei einem Schwindsuchtsfall hat Wepfer subclaviculär bereits auskultiert! Hervorzuheben ist ein genau beschriebener Fall von Silikose (Pneumokoniose). Im weiteren werden die Krankheiten der Abdominalorgane und die gesamte Chirurgie mit Einschluß der Extremitätenchirurgie behandelt, z. B. eine ausgezeichnete Beschreibung und ärztliche Verfolgung einer Contusio capitis.

Den Anhang des Buches bilden die Rechnung über den Verkauf des Nachlasses Wepfers nach Leiden und zwei Verzeichnisse des Nachlasses (eine von Melchior Aepli, die andere von Eichenberger, ein Auszug des Bücherkataloges Wepfers (1612 Nummern). Ebenfalls anhangsweise sind die Krankengeschichten von Vater und Sohn JOHANN und HEINRICH SCRETA wiedergegeben. Den Beschluß des Buches macht eine ausführliche Bibliographie. Es ist sehr erfreulich, daß Eichenberger uns über seine Entdeckung des Leidener Nachlasses Wepfers in so kompetenter und anschaulicher Weise (Übersetzung des fast ausnahmslos lateinisch geschriebenen Nachlasses) Bericht erstattet. Dadurch ist das Bild Johann Jakob Wepfers, dieses so bedeutenden und sympathischen Arztes aus dem 17. Jahrhundert, in ungeahnter Weise bereichert worden, wofür wir dem Autor des Buches sehr zu Dank verpflichtet sind. H. Fischer

15. OWSEI TEMKIN, *The Falling Sickness. A History of Epilepsy from the Greeks to the Beginning of Modern Neurology*. Second Edition. Revised. The Johns Hopkins Press, Baltimore/London 1971.

Temkins *Geschichte der Epilepsie* braucht längst keine Empfehlung mehr, denn seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1945 hat sie sich den Rang eines grundlegenden Werkes in der Geschichte der Neuropsychiatrie bewahrt. Man freut sich, daß nun eine zweite Auflage nötig wurde, und dies um so mehr, als diese ergänzt und überarbeitet wurde; denn, so schreibt der Autor mit vollem Recht: "The influence of modern medical thought is inescapable even in a book that stops short of the present century." Die Gesamtkonzeption des Werkes ist unverändert geblieben: Die Darstellung reicht von der griechischen Antike über Mittelalter, Renaissance, Aufklärung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, insbesondere zu John Hughlings Jackson. Das Buch ist nach wie vor ein Muster der Historiographie: Fast jeder Satz ist exakt belegt, und trotzdem ist der ganze Text wie aus einem Guß. Temkin trägt der Tatsache besonders Rechnung, daß das «Fallende Weh» wie sonst kaum eine andere Krankheit mit der allgemeinen Kultur-

geschichte eng verbunden ist, die Zentrierung auf die ärztlichen Aspekte geht aber nie verloren. Die zweite Auflage ist durch die etwas kleineren Typen und ein handlicheres Format noch ansprechender geworden.

Nun soll der Rezensent aber nicht nur rühmen (zumal wenn dies so überflüssig ist wie gerade hier!) sondern möglichst selbst etwas beitragen. Das 19. Jahrhundert hat durch Temkin eine besonders eindruckliche Darstellung gefunden, und dafür ist man dankbar. Von größter Bedeutung ist, daß Epilepsie und Hysterie nun getrennt wurden: Zur Zeit von Charcot wird die Tendenz deutlich, bei der Epilepsie organische Ursachen zu suchen, die auf das Gehirn einwirken, während bei der Hysterie ein immer größeres Gewicht auf die emotionellen Faktoren gelegt wurde (p.356). Hier hätte wahrscheinlich mancher Leser eine etwas größere Ausführlichkeit gewünscht, weil die Differenzierung Epilepsie/Hysterie in die oft stürmische Diskussion um den Hypnotismus eintrat, wie sie eine Zeitlang zwischen den Schulen der Salpêtrière und derjenigen von Nancy herrschte. Hier zeigt sich das Leib-Seele-Problem, das seit je die Neuropsychiatrie beunruhigt und befruchtet, in besonderer Schärfe. Von Hysterie und Hypnotismus ging ja dann auch das Werk von Sigmund Freud aus (den Temkin natürlich ebenfalls erwähnt).

Nicht nur die neurologischen, auch die psychiatrischen und insbesondere die emotionellen Gesichtspunkte der Krankheitsgruppe werden immer wieder berücksichtigt, und dadurch wird das Buch für den Psychriehistoriker und den Psychiater besonders wertvoll. Doch möchten wir zum Schlußsatz des Buches ein Fragezeichen machen. Temkin schreibt über die Forschungen seit 1890: "...the day may soon come for a new historical synthesis of epilepsy. The Falling Sickness may then no longer be an appropriate title, and epilepsy may have ceased to appear as a paradigm of the suffering of both body and soul in disease." Das wird die Epilepsie wohl noch eine Zeitlang bleiben – sofern nicht bald ein Mittel gefunden wird, das alle diese Krampfkrankheiten schnell und völlig heilt. Viel eher möchten wir einen anderen Satz unterstreichen: "...the Falling Sickness is the history of epilepsy between the competing claims of body and soul, of physical forces and mental powers, of individual rights and social restraints..." (p 382). Gerade das macht die Geschichte der Epilepsie so interessant, und gerade ein so inhaltsreiches Buch kann dazu beitragen, daß die aktuellen Aufgaben der Epilepsieforschung noch deutlicher gesehen werden.

Hans H. Walser

16. KARL HEINZ BURMEISTER, *Achilles Pirmin Gasser, 1505–1577*, Arzt und Naturforscher, Historiker und Humanist. I. Teil: Biographie. 221 Seiten. Preßler-Verlag, Wiesbaden 1970. DM 88,-.

Die Familie Gasser ist wahrscheinlich im 15. Jahrhundert von Feldberg nach Lindau eingewandert. Das 16. Jahrhundert war die Blütezeit dieser Stadt, das Hauptereignis die Reformation 1522. Großvater und Vater waren Scherer und

Chirurgen. Der Vater heiratete die adelige Ursula von Randegg; er war Leibarzt des Kaisers. Der Sohn Achilles wurde als Knabe von JOHANNES FABER (1478–1541), späterem Bischof von Wien, 14jährig in die berühmte Schlettstädter Lateinschule geschickt (2 Jahre). Er legte schon hier Grund zu seiner später berühmten Bibliothek. Mit 16 Jahren trat er zu Luther über und kam dadurch in Gegensatz zu Faber. Die Studienzeit begann 1522 in Wittenberg (3 Jahre), wo Melanchthon die Humaniora, d.h. die allgemeine humanistische Bildung, lehrte. Studierte Medizin, wobei AUGUSTIN SCHÜPF (1495–1548) aus St.Gallen großen Einfluß auf ihn ausübte; Schüpf nahm 1526 die erste öffentliche Leichensektion in Deutschland vor. Als Nebenfächer nahm er Mathematik und Astronomie. In Wien blieb er etwa 3 Jahre. Weitere Ausbildungsstationen waren Montpellier, Orange, Avignon. In Orange doktorierte er unter NICOLAS DE VILLANOVA zur Medizin.

1529 ließ sich Gasser als Arzt in Lindau nieder, übersiedelte nach dem Tod seiner Mutter (1535) nach Feldkirch, wo Gasser als Stadtarzt praktizierte. Lieferte einen Beitrag über Feldkirch zu SEBASTIAN MÜNSTERS (1489–1552) Kosmographie. In Feldkirch war Gasser hauptsächlich Arzt, Astronom und Geograph, Lehrer des RHETICUS (1514–1574); er war einer der ersten Anhänger der Lehre des Kopernikus.

Gasser liebte die Botanik. Sein Freund CONRAD GESSNER (1516–1565) wollte sogar eine Pflanze nach Gasser benennen («*Achillea nova*») (PEINE: *Briefe Geßners an Gasser und Culman*). Gasser hat 1531–1546 etwa ein Dutzend astronomische und astrologische Traktate veröffentlicht. Großes Interesse hatte er für astronomische Instrumente. Eigene Kometenbeobachtungen führten ihn 1531 zur Beschreibung des Halleyschen Kometen.

1514 erfolgte die erste Publikation des Kopernikus über das heliozentrische Weltsystem (*Commentariolus...*). 1540 veröffentlichte Rheticus das neue System in seiner *Narratio prima...* 1541 übergab Kopernikus das Manuskript seines Hauptwerkes: *De revolutionibus orbium coelestium* an Rheticus zur Publikation. Auf die *Narratio prima...*, die ihm Rheticus schickte, bekannte sich Gasser vorbehaltlos zu Kopernikus. Die Lehre hatte schon damals viele Feinde. Vom Hauptwerk, das 1543 in Nürnberg gedruckt wurde, schenkte Rheticus ein Exemplar an Gasser.

Neben geographischen Arbeiten publizierte Gasser, der 1546 nach Augsburg gezogen war, auch historische. Seine Weltgeschichte, von der Schöpfung bis 1531, hatte großen Erfolg (bis 1540 17 Auflagen). Wegen protestantischer Haltung wurde sie auf den Index gesetzt. 1563/64 wurde Gasser zum Pestarzt des Rates Augsburg ernannt. Er korrespondierte ausführlich über Pest mit Conrad Geßner; wie dieser verfaßte er Schriften über die Pestilenz.

Zu keinem andern Kollegen hatte Gasser ein so herzliches Verhältnis wie zu Geßner. Im *Liber Amicorum* Geßners war die erste Eintragung von Achilles

Gasser. Zwischen beiden Freunden herrschte ein ausgiebiger Bücheraustausch. – Auch mit GIROLAMO CARDANO (1501–1576) stand Gasser im Briefwechsel. Unter den historischen Studien sind Gassers *Augsburger Annalen* als sein Lebenswerk zu betrachten.

1560 erhielt Gasser von Ulrich Fugger eine Handschrift des Evangelienbuches des OTTFRIED VON WEISSENBURG und schickte davon eine Abschrift an Geßner.

Gasser hat nach Geßners Tod dessen Briefe (hauptsächlich aus den Jahren 1562/65) an Caspar Wolff zur Publikation geschickt (1577).

Diese mehr aphoristischen Mitteilungen aus dem Buch Burmeisters lassen den Menschen Gasser zu wenig erkennen. Er war ein aufrichtiger und rechtschaffener Mann, überaus zuverlässig, mit sehr ausgeprägtem Urteilsvermögen. Er strebte leidenschaftlich nach Wahrheit, war dabei intolerant gegen Katholiken, so daß alle seine Bücher auf den Index gesetzt wurden. In der Verteidigung der galenischen Medizin hatte er etwas Starres. Paracelsus lehnte er ab. Er war Anhänger Luthers und von Kopernikus, den Luther ablehnte. Bei allem Selbstbewußtsein war er bescheiden, hatte Abneigung gegen Titel.

Burmeisters Buch ist keine geschlossene Biographie, enthält aber über Gasser und seinen Kreis viel Wertvolles und wenig Bekanntes; die Lektüre des Buches ist ansprechend und sehr instruktiv.

H. Fischer

17. KARL HEINZ BURMEISTER, *Achilles Pirmin Gasser, 1505–1577*. II. Bibliographie. 84 Seiten. Preßler-Verlag, Wiesbaden 1970. DM 88,–.

Dieser Band enthält eine Quellenkunde zur Biographie Gassers, welche die Handschriften und die gedruckten Werke umfaßt. Die Wiedergabe der einzelnen Titel ist bibliographisch vorzüglich, zum Teil bebildert. Dem Schrifttumverzeichnis folgt eine Zeittafel und ein Anhang mit verschiedenen Registern.

Es sollen im Frühjahr 1972 noch Teil III, Briefwechsel (150 Briefe), und Teil IV, Bibliothek (Edition des handschriftlichen Katalogs von Gassers Büchersammlung mit 3000 Titeln), folgen.

H. Fischer

18. *Johann Kentmann, 1518–1574, ein sächsischer Arzt und Naturforscher*, von JOHANNES HELM. *Sudhoffs Archiv*, Beiheft 13, Franz-Steiner-Verlag, Wiesbaden 1971.

Dieses Buch über Johannes Kentmann ist aus verschiedenen Gründen bemerkenswert: Vieles, was von seinen Schriften verloren oder verschollen galt, ist wieder aufgetaucht, so die von J. Kentmann verfaßte oder vollendete handschriftliche Familienchronik, die Helm in seinem Buch in extenso wiedergegeben hat. Nachdem RUDOLPH ZAUNICK 1915 die *Fragmente der ältesten sächsischen Fischfauna des Dr. Johannes Kentmann* herausgegeben hatte, ist ein nicht unerheblicher Teil des Kentmannschen Nachlasses, in erster Linie der *Codex Kentmanus*, wieder

zum Vorschein gekommen, so daß nun durch Helm eine umfassende Bibliographie der wissenschaftlichen Hinterlassenschaft Kentmanns zusammengestellt werden konnte. Darin figurieren auch die von CONRAD GESSNER herausgegebenen *Nomenclaturae rerum fossilium*, Tiguri 1565, und *Calcolorum qui in corpore ... hominum*, Tiguri 1565, u. a.

Als Unica sind überliefert die bekannten Icones des *Kreutterbuchs* vom Jahre 1563 (Torgau);

Bisher verschollen erachtete Icones und Manuskripte aus dem wiederaufgefundenen *Codex Kentmanus*.

Das *Kreutterbuch* enthält in Großfolio 300 Blatt und 600 ganzseitige Pflanzenmalereien aus dem Jahre 1563. Vergangenheit und Inhalt des Werkes werden von Helm und Peter Hanelt genau analysiert und durch ein wissenschaftliches Register erschlossen. Seine Bedeutung als Kulturdokument des 16. Jahrhunderts ergibt sich unter anderm durch Vergleich mit der von Conrad Geßner beabsichtigten Herausgabe seines Pflanzenwerkes.

Der gelehrte Briefwechsel Kentmanns scheint bis auf wenige Stücke (von ihm selbst sind nur 2 Briefe, davon einer in der ZB Zürich) bekannt; dazu 22 Antwortbriefe Geßners, Wittenberg 1584, und bei Hanhart 1824.

Ein Personen- und Sachregister sowie einige Abbildungen (auch aus dem *Kreutterbuch*) beschließen den wertvollen Band.

H. Fischer